

# Einleitung



Der Roman *Neid. Privatroman* erschien im Laufe des Jahres 2007 und in der ersten Hälfte des Jahres 2008 in unregelmäßigen Folgen (ein virtuell variiertes Fortsetzungsroman) auf der Homepage von Elfriede Jelinek [www.elfriedejelinek.com](http://www.elfriedejelinek.com). 2007 erschienen die Kapitel eins bis drei und das vierte Kapitel mit den drei Abschnitten a bis c. Das sehr umfangreiche Kapitel fünf gliedert sich in die Abschnitte a bis h, also in acht Unterkapitel oder Abschnitte. Alle diese Kapitel ergeben zusammen einen Roman von fast eintausend Seiten auf der Homepage. Im Juni 2008 lässt Elfriede Jelinek dem Roman ein Nachwort mit „Gebrauchsanweisung“ folgen (im Internet, auf ihrer Homepage, wo sonst), betitelt: *Keine Anweisung, keine Auszahlung, kein Betrag, kein Betrug. (ein paar Anmerkungen zu Neid)*. Darin erklärt sie, warum *Neid* „kein Buch“ sei und auch keines werden sollte (d.h. kein ‚ordentliches‘ in gedruckter Form): „Dieser Text mit Namen *Neid* gehört nicht in ein Buch. Er gehört nicht auf Papier, er gehört in den Computer hinein“ (2). Und schließlich macht sie ein paar Vorschläge, wie man damit umgehen könne: „Man soll den Text überhaupt nicht ausdrucken“ (1). Und: „Holen Sie es sich, wenn Sie wollen, wann immer Sie wollen, in ihr Handy, auf ihren Computer, in Ihr electronic book“ (2). Ich habe mich an keine „Anweisung“ der Autorin halten können, außer an die: „Man kann machen, was man will, das sowieso“ (1/2). Hätte ich ihre Bitten befolgt („Aber bitte: nicht ausdrucken“, 3), dann hätte ich persönlich den Roman gar nicht analysieren können, hätte nicht auf seinen vielfältigen Wegen und Spuren gehen können, denn dazu musste ich immer wieder nachblättern und neu nachlesen, dazu brauchte ich vor allem einen Stift, mit dem ich im ausgedruckten Text unterstreichen und Randnotizen machen oder Klebezettel anbringen konnte, um Motive etc. ‚aufzuspüren‘. Aber indem ich in der Analyse dekonstruktivistische Denk-Wege ging, konnte ich dennoch dem gespenstisch anwesend-abwesenden Roman vielleicht in der von der Autorin gewünschten Weise nachgehen, da sie von ihrem Werk ja sagt: „Es soll da sein und verschwinden, gleichzeitig oder hintereinander, es soll eine gespensterhafte Erscheinungsform haben, dieses Geschriebene da vor Ihnen. Die gespensterhafte Existenz eines Wesens, das da ist und auch wieder nicht, ein Phänomen, das mich schon immer interessiert hat: lebende Tote, die nicht wissen, dass sie tot sind, Geister, Gespenster, Erscheinungen, Grusel, Schauder“ (3). In den Aufsätzen wird, wie ich hoffe, deutlich werden, wieso die Derrida'sche

Ontologie-als-*Hantologie*, als Gespenster-Ontologie also, einem solchen Text vielleicht nahe steht oder entspricht. Diese Autorin musste gleichsam das virtuelle Netz nutzen für einen erklärtermaßen gespenstischen Roman, denn diesem *world wide web* haftet auch etwas Gespenstisches an: Das Medium ist die Botschaft aus dem Geisterreich des Netzes. Und in der endlosen Debatte um Inhalt und Form triumphiert schließlich so vielleicht zum letzten Mal (?) die Äquivalenz, die Analogie, die Mimesis: Der Form als Virtualität (Internet; Endlos-Blog) entspricht der heterogene Inhalt, der aber immerhin und immer mal wieder von einer *shrinking city* berichtet (handelt, ‚erzählt‘), die touristisch wiederbelebt werden soll: Es geht um eine Geisterstadt, Eisenerz in der Steiermark, in der zudem noch die Geister der Geschichte hausen, die Toten des Holocaust, des Todesmarsches von 1945, und dazu die neuen Gespenster, die Lebend-Toten des Neokapitalismus, die Heuschrecken und Hedgefonds, die den Roman in einer virtuellen, nein, surrealistischen Apokalypse enden lassen: Eisenerz/Steiermark und Cleveland/Ohio werden zu einem (Nicht-)Ort der Vernichtung von Häusern, Kapital und Menschen.

Der erste Aufsatz (*Nicht-)Erzählen im Wurmloch der Zeit* entstand, als erst zwei Kapitel des Internetromans veröffentlicht waren und alles noch offen war. Aber die Einführung des quantentheoretischen „Wurmlochs“ in den Roman, das nun auch dem physikalischen Weltbild entsprechende (!) symbolische „Zeitreisen in die Vergangenheit“ (Stephen Hawking) ermöglichte, schien mir die These, dass Jelineks Narratologie einer Gespenster-Ontologie gehorcht – was sich ja auch am Titel meiner anderen Essay-Sammlung zu Jelinek, *Jelineks Gespenster*, ablesen lässt – wieder einmal zu bestätigen. Der Aufsatz setzt sich zwar mit der Dichotomie privat/öffentlich (*Privatroman*) ebenso auseinander wie mit dem Text als Pasquill und Parodie, aber er ist vor allem ein Versuch, neben dem Ort des Erzählens das Erzählen selbst zu verorten, wobei hier schon der sarkastische ‚Kurzschluss‘ von Todsünden der Vergangenheit (Todesmarsch am Präbichl 1945) und Gegenwart (Abriss der Häuser in Eisenerz zwecks Profitmaximierung – Heuschreckenplage 2007) als ‚Wurm‘ herausgestellt wird, der sich durch die „Wurmlöcher“ der Zeiten frisst.

Der zweite Essay, *Brigitte und Elfriede*, will erklärtermaßen ‚Eindrücke‘ zum Roman wiedergeben, und zwar die Kapitel fünf a bis c be-

treffend (und rückblickend kurz das vierte), und dieses Mal wollte ich einmal dem Lese-Ideal der Autorin folgen und am Bildschirm lesend Notizen machen. Der Charakter des Vorläufigen, der dem Roman eignet (er könnte Fragment bleiben, sagte damals die Autorin und behält sich außerdem vor, Aktuelles zum Zeitgeschehen nachträglich in den Roman einzufügen bzw. gegen anderes auszutauschen), sollte sich im Essay spiegeln. So befragt er den Roman auf seine ‚Intentionen‘ hin (nie sollst du mich befragen!), z.B.: Muss sich hier eine Autorin alle Schmähungen einmal von der Seele schreiben und es den KritikerInnen, die immer eine gut erzählte Geschichte mit Anfang und Ende (immer noch: „von der Wiege bis zur Bahre“?) haben wollen (statt der Holocaust-Vergangenheit als Geschichte), heimzahlen? Auf jeden Fall wird auch hier der Frage nachgegangen, wie das Erzählen „verquantelt“ wird, wie sich die Erzählerin/Autorin in ihren Teilaspekten oder „(Elementar-)Teilchen“ in den Text einschreibt und wie sie die Beobachterposition der Erzählerin, die sich selbst beobachtet, zur Versuchsanordnung macht.

Der dritte Aufsatz versucht eine dekonstruktivistische und zugleich chaostheoretische Lektüre des *Zarathustra* von Friedrich Nietzsche; er untersucht die Konzepte „Übermensch“ und vor allem die „ewige Wiederkehr des Gleichen“, eine Denkfigur, die bei Jelinek in beinahe allen Texten eine große Rolle spielt – zuletzt wieder in *Rechnitz (Der Würgeengel)*, (2008 und 2009). Die Nietzsche-Lektüre wird in Beziehung gesetzt zu Elfriede Jelineks *Neid*-Roman, denn auch im *Zarathustra* ist Neid ein stets wiederkehrendes Motiv, und das ‚Autobiographische‘ des Romans wie des *Zarathustra*-Textes werden wiederum eng geführt mit Nietzsches *Ecce Homo*: Wenn Nietzsche in seine Autobiographie eine unverkennbare Christus-Analogie einschreibt, so ‚inszeniert‘ Jelinek dies z.B. ebenso unverkennbar im *Neid*-Roman (vgl. in *Erkennen und Erzählen* den Exkurs *Das Wort ist Fleisch geworden*).

Im Aufsatz *Schreiben als Séance?*, der wiederum Botho Strauß und Elfriede Jelinek (nicht nur) über den Mythos von Marsyas eng führt, werden die unterschiedlichen Poetiken des Dichters und der Dichterin deutlich. Während bei Botho Strauß Tendenzen zum Metaphysisch-Sakralen, Mythisch-Restaurativen, ja Nationalistischen erkennbar werden, die Aufgabe des Schreibens für ihn in der Beschwörung des kostbaren „Vergangenheitssinns“ liegt, erteilt Elfriede Jelinek

allem poetischen Sinn-Begehren eine Absage. Die Vergangenheit interessiert sie nur als das Verdrängte und das uns in unserer scheinbaren Heimeligkeit heimsuchende Unheimliche, als das Gespenst der Vergangenheit, das in all unserem Begehren und unseren Begierden spukt. Von *Lust* und *Neid* und *Gier* handeln ihre Romane, von den Todsünden, den Trieben, die uns treiben. Denn der Internetroman z.B. ist ja auch eine Wirtschaftstragödie (darin verwandt der Wirtschaftskomödie *Die Kontrakte des Kaufmanns*), die den Neid (die Gier) als *Willen zur Macht*, als Trieb, als Motor des Casino-Kapitalismus, des Neoliberalismus, am Motiv des (abgewandelten) Marsyas-Mythos quasi-prophetisch herausstellt.

Der letzte der Aufsätze zum *Neid*-Roman analysiert die umfangreichen Kapitel fünf d bis h unter dem Aspekt des Erzählens als Erkennen, und zwar unter den zwei philosophischen Paradigmen von Dekonstruktivismus und analytischer Theorie der Erkenntnis von Wittgenstein bis Donald Davidson. Alle Kapitel des *Neid*-Romans durchzieht ja die Problematik des Erzählens in nachmetaphysischer Zeit; sie kulminiert aber in den oben genannten Unterkapiteln. Hier wird das Motiv des Auges durchgespielt als Symbol sinnlicher Wahrnehmung wie auch als Spiegel göttlicher Vernunftkenntnis; hier wird ebenso die Korrespondenztheorie der Wahrheit auf den Prüfstein des Erzählens gestellt mit dem Satz: „[D]och die Übereinstimmung zwischen Erkennen und dessen Gegenstand ist längst nicht mehr herzustellen“ (5d, S. 22, Kap. 27). Denn dazwischen „stehen“ bekanntlich die Sprache – der *linguistic turn* – und längst auch die Medien, der *media turn*.

So bündeln sich im Internetroman *Neid. Privatroman* beinahe alle Motive, die das Jelinek'sche Werk durchziehen, aber auch die theoretisch-performativ-poetischen Ortsbestimmungen ihres Schreibens.